

Für die Jugend.

Früh, der Indianer.

Nun will ich euch eine Geschichte erzählen, in der ein Indianer vorkommt. Er, den ich hier, das ist schon, von Indianern hören wir immer gern. Der Indianer aber, von dem ich euch erzählen will, das ist einer von ganz besonderer Art, und ich bin neugierig, wie er euch gefallen wird. Also gebet acht!

Es war einmal ein kleiner Junge in Deutschland, Früh hieß er und wohnte nicht weit von einem großen Walde; dem ging es gerade wie euch, er hörte nämlich Indianergeschichten für sein Leben gern. Und weil er bisher immer ein lieber und fleißiger Bub gewesen war, so hatten seine Eltern Freude gemacht, so hatte ihm das Weibchen ein großes, schönes Buch gebracht, in dem lauter Indianergeschichten standen; darin las er nun, so oft er Zeit hatte, und manchmal auch, wenn er nicht Zeit hatte. Wollte die Mutter etwas von ihm, dann rief er: „Gleich, gleich!“ blieb aber ruhig bei seinem Buche sitzen; denn er mußte doch erst wissen, wie es weiter mit dem „springenden Panther“ gegangen, und ob er die „Blume der Prairie“ wirklich gerettet; und kam er dann endlich, und schickte die Mutter ihn zum Kaufmann, etwas zu holen, dann brachte er sicher etwas ganz Verheißendes; denn er war mit seinen Gedanken noch viel zu sehr bei den tapferen Delawaren und den schlänglungigen Sioux, als daß er auf seinen Auftrag geachtet hätte.

Nachher aber ging es in der Schule mit ihm. Sonst war er immer der Stolz des Lehrers gewesen, jetzt aber gab es jeden Augenblick Tadel oder Strafe für ihn. Rief der Lehrer ihn auf, dann mußte er seine Gedanken immer erst mühsam aus den Lehrentwägen Amerikas hervorholen, und das dauerte meist so lange, daß der Lehrer ihn ungeduldig niedersehen ließ; und als er gar neulich auf die Frage: wer Amerika entdeckt habe, Chingagot statt Columbus antwortete, da war der Lehrer endlich böse geworden, und Früh hatte zum erstenmal eine Stunde nachhaken müssen.

„Früh, Früh, laß die Indianergeschichten“, mahnte der Lehrer alle Tage, aber Früh ließ sie nicht; im Gegenteil, er hatte jetzt nicht mehr genug an seinem Buche, sondern verschaffte sich, wo er immer konnte, eines der kleinen Indianerbücher, die man für wenig Geld kauft, die aber auch diese geringe Summe nicht wert sind, und da las er und las, bis ihm über all den abenteuerlichen Geschichten sein Leben in der Schule und zu Hause so einfüßig und langweilig vorkam, daß er es nicht mehr zu ertragen meinte.

Zum Vertrauen seiner Pläne hatte er Nachbars Franz gemacht, und gar oft sah er mit diesem in irgend einem heimlichen Winkel zusammen und malte sich aus, wie schön es sein müßte, nach Amerika zu fahren und dort unter die Rothhäute zu gehen. Doch man aber nicht so ohne weiteres nach Amerika reisen konnte, sondern erst über das weite Weltmeer mußte, das mußte er doch; aber an Wald fehlte es ja auch in der Heimat nicht, und so machte Früh eines Tages den Vorschlag, daß sie bei nächster Gelegenheit in den Wald gingen und dort als Indianer leben wollten.

Franz hatte nichts gegen den Plan einzuräumen. Vor allem gingen sie daran, sich Waffen anzufertigen. Hinten in einer Ecke des Säherhofes, wo niemand sie sah als die alte Henne, die ihre Klümpel in spazieren richte, richteten sie ihre Werkstatt ein. Ein paar alte Bohlenstangen wurden zu Lanzen ausgespitzt und mit buntem Federbusch versehen, ein verbagenes bleernes Heden in ein Schild umgewandelt und das Eisen einer alten Art durch einen langen Stiel zum Tomahawk gemacht. Am großartigsten aber fiel der Kopfspieß aus. Um einen Pappeisen herum leimte Früh bunte Federn an, die er auf dem Hofe und der Scheuer gefunden. Wann sie ihren Aufbruch ins Welt setzen wollten, wußten sie noch nicht recht; da ward die Entscheidung durch einen bösen Zufall herbeigeführt. Ueber dem eifrigen Waffenerfertiger hatte Früh nämlich ganz vergessen, eine Hausaufgabe, die er aufbekommen hatte, auszuführen, und als nun alle Schüler die Arbeit abliefern, stand Früh mit leeren Händen da.

„Ich werde heute Nachmittag mit deinem Vater reden“, war alles, was der Lehrer sagte. Was er mit dem Vater reden wollte, darüber hatte der Lehrer nichts gesagt, aber Früh ahnte sehr wohl, daß die Unterredung für ihn nicht angenehm ausfallen werde, und so beschloß er, ihr zuvorzukommen und sein Indianerleben lieber gleich heute zu beginnen.

So zog er denn bald nach dem Mittagessen, von dem er vor Aufregung kaum einige Bissen zu sich genommen, mit Franz, seinem Bundesgenossen, dem Walde zu. Dort war er halb und Tade, Schuhe und Strümpfe von sich so daß er nicht anbedient als sein kurzes Höschen; dann mußte Franz ihm mit Nadel und Faden die Beine besorgen, damit er „röthlich strahlte“ wie ein Delaware, setzte seine Fehltrone auf, und dann — o, daß seine Mutter ihn gesehen hätte! — fing er an, mit einer zu diesen Zwecke mitgenommenen Schere seine Hosen unten herum auszufranzen; denn Franzen mußte er Indianeranzug haben, das wußte er. Nun nahm er seine Waffen,

schwang den Tomahawk und forderte Franz auf, ihm in den Wald zu folgen. Franz aber hatte sich die Sache wohl überlegt, er wartete noch einen besonnenen Blick auf Früh und ließ dann spornstreichs davon und dem elterlichen Hause zu.

Beschützt starrte Früh ihm einen Augenblick nach, aber den Mut des „kühnen Adlers“, so hatte er sich selbst genannt, vermochte diese verächtliche Flucht nicht zu erschüttern. „Zieh hin, feiges Weichgeschicht!“ rief er und stürzte allein mit erhobenem Tomahawk in den Wald, dem Feinde entgegen. Von einem Feinde war nun allerdings zunächst nichts zu sehen. Eifrig schritt er über den moosigen Boden tiefer in den Wald hinein, wenn er auf eine scharfe Wurzel oder eine trockene Astspitze trat, den nachlässig schmerzhaft an sich ziehend. Jetzt war er frei, von niemandem brauchte er sich mehr machen zu lassen! Welch herrliches Leben sollte er führen! Saftiges Fleisch und frisches Wasser sollte seine Nahrung sein, ein Zeit, aus Zweigen gebildet, werde ihm in der Nacht bedecken, am flammenden Feuer wollte er rasten und auf neue Thaten sinnen.

Schade nur, daß sich einfallen weder Fleisch noch Fisch, ja, nicht einmal ein Häschen zeigen wollte, während sein Magen ihn doch sehr lebhaft daran erinnerte, daß er seit dem Morgen so gut wie nichts gegessen hatte. Von Baumfrüchten aber, von denen sich die Helden in seinen Geschichten oft wochenlang nährten, konnte er nichts entdecken als bürre Tannenzapfen, die seinen Appetit eben nicht reizten.

Je weiter er kam, desto dichter und unwegbarer wurde der Wald. Nichts rührte sich, nur zuweilen lief eine Waldmaus über den Moosboden, oder ein Eichhörnchen huschte an einem Baumstamm in die Höhe und sah verwundert mit seinen hellen Augen auf ihn herab.

Schon ward es ihm etwas unheimlich zu Mute. Dazu brach der Abend herein, und unter den Bäumen wurde es düster. Ihn froh, denn der Abendwind strich nicht durch den Wald, und er hatte nichts als sein dünnes Höschen an. Jetzt war es Zeit, sich eine Hütte zu bauen und ein Feuer davor anzumachen; aber die jungen Fichtenstämme wollten sich von seinem Tomahawk nicht fällen lassen, und vergebens bemühte er sich, Feuer zu bekommen. Gelang es ihm auch, mit seinem Messer ein paar Funken aus einem Kieselstein, ein er gefunden, herauszuschlagen, so erlöschten die Funken doch immer wieder, ohne die dürren Blätter, die er bereit hielt, zu entzünden. Wenn es nicht nur schon so dunkel geworden wäre! Und nun fing es auch noch an zu regnen! Wol suchte er Schutz unter den dicken Bäumen, aber der Wind haufte die Zweige, daß sie die Regentropfen in ganzen Strömen auf ihn herabschüttelten. Die bunten Federn hingen belch schlaff von seiner Krone herab, das Höschen klebte ihm an dem nassen Leibe, ihn froh, ihn hungerte, ach, und er fürchtete sich! So ungerne er es sich selbst gestand, der „kühne Adler“ fürchtete sich ganz schrecklich. Wenn er nur aus dem Walde herausgefunden hätte! Aber da war kein Weg und kein Steg, er war ja abschließend recht mitten hineingelaufen. Er fing an zu weinen und zu rufen; wer aber hätte ihn hier hören sollen! Noch eine Weile tappte er vorwärts, dann aber konnte er nicht mehr. Er troh unter ein dichten Farnbüschel, dort lauerte er sich zusammen, so eng er konnte, und verteilte den Kopf in den Armen, um nur von dem schrecklichen Walde, in dem es immer dunkler ward, und in dem sich allerhand seltsame Töne vernahmen ließen, nichts mehr zu sehen und zu hören.

Wie sich der Lehrer vorgenommen, so war er am Nachmittag nach der Schule zu Frühens Vater gegangen und hatte ernstlich mit ihm über dessen Sohn gesprochen. Der Vater rief nach Früh, aber dieser war nirgend zu finden. „Aha, er hat gemerkt, was im Anzuge ist“, dachte der Vater, „er kommt schon wieder, sobald er hungrig sein wird.“

Aber der ganze Nachmittag verstrich, und das Abendessen ging vorüber, ohne daß Früh sich gezeigt hätte, und als es nun dunkel wurde und ein bestiger Regen sich einstellte, da gingen die Eltern an, unruhig zu werden. Endlich fiel es der Mutter ein, daß sie Früh nach dem Mittagessen mit Nachbars Franz zusammengelesen. Franz wurde geholt und ins Verhör genommen, und nachdem er eine Weile zu weanem vertickt hatte, gestand er endlich ein, daß Früh als Indianer in den Wald gezogen sei.

Jetzt erschrak die Eltern erstlich, was konnte dem Knaben alles zustossen, wenn er die Nacht bei solchem Wetter im Walde verbrachte! Wo aber sollten sie ihn suchen, jetzt in hochfluter Nacht und bei strömendem Regen! Es blieb nichts übrig, als den Morgen abzuwarten.

Es konnte gegen Mitternacht sein die Sorge hatte die Eltern noch nicht zu Bett gehen lassen; da klopfte es draußen an das Hofthor, und eine Männerstimme begehrte Einlass. „Willeidst bringt jemand Nachts dich von Früh!“ rief der Vater und eilte samt der Mutter, welche die Lampe mit sich nahm, in den Hof.

Vor dem Thore stand der ihnen wolbekannte alte Waldhüter. „Da bringe ich etwas, was ich im Walde gefunden habe“, sagte er und reichte den Eltern eine dunkle Gestalt hin, die er wie ein Bündel über dem Arm getragen hatte. „Dachte, wer weiß, was für ein seltsames Wild mein Hund

aufgestößt, 's wird wol hierher gehören. 's war aber auch, daß ich noch so spät durch den Wald ging.“ Damit wandte er sich um und stapfte mit seinem Hunde durch die Nacht davon.

Betroffen starrte der Vater auf den Knaben in seinen Armen. War es denn möglich, daß diese jämmerliche, halbnaakte, durchnähte Gestalt, an der hier und da eine bunte Feder klebte, sein Früh war? Er schloß so tief vor Erschöpfung, daß er es gar nicht merkte, als die Mutter ihn sorglich trocken rieb, mit frischer Wäsche helleidete und zu Bett brachte.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Früh am nächsten Morgen erwachte. Er konnte sich gar nicht bestimmen, was mit ihm vorgegangen. War er denn nicht ein Indianer gewesen? Wie kam er jetzt in sein Bett? Da sah er auf dem Ende einen Stuhl liegen, und mit einem Male fiel ihm alles wieder ein, und auch, daß der Vater gewiß mit seinem Vater gesprochen hatte. O weh, das war ein böses Erwachen! Ganz kleinlaut schlüpfte er in seine Kleider. Als aber jetzt Vater und Mutter hereintraten, da war er sich in ihre Arme und versprach mit solch aufrichtiger Reue, sich zu bessern und ihnen keinen Kummer mehr zu bereiten, daß die Eltern ihm für diesmal nach verziehen und den Stuhl auf dem Tische unbenutzt liegen ließen. Von dem Indianerleben aber hatte Früh ein für allemal genug, und wenn er in der Schule gestraft ward, war Amerika entdeckt, so sagte er Columbus und nicht mehr Chingagot.

Arm-Annettschen.

In dem letzten Häuschen der Straße wohnte die Wittwe Groner mit ihren sechs Kindern. Aermlich, elend, wie das Häuschen von außen war, zeigte es sich auch im Innern. Küche, Kammer und Stube, diese drei Räume bildeten die ganze Wohnung. In der Küche stand ein gebrochener Kessel und ein alter, wärmlicher Schrank, welcher nur ein Schwarzbrot und etwas graues Buchweizenmehl, nebst einer Handvoll Salz beherbergte; in der Kammer bildeten abgegebene Kisten und Kasten mit hartem Stroh und den Fragmenten von Dedern die ganze Betten; in der Stube standen ein wackeliger Tisch, eine Bank und etliche Binsensühle. Über überall herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung; auf dem Fensterbrett hinter den kurzen weißen Mullgardinen, die nicht größer waren wie Taschentücher, standen einige feuerrot blühende Geraniumsüde in Töpfen, — alles Zeichen, daß die Wittwe Groner eine sinnige, ordentliche Frau war. Ja, sie war brav, sanft und thätig. Sie scheute vor keiner Arbeit zurück. Sie that bei fremden Leuten Gartenarbeit, schrubbe und putzte, wusch und besorgte die Kleider, und die sechs Kinder zu ernähren, Kinder, die stets schlüßig sind, das war eine zu schwere Aufgabe für die arme Frau, besonders als der strenge Winter kam mit seinen Ansprüchen an Feuerung und Licht. Da zu fliegen die Preise der Lebensmittel gewaltig in die Höhe, selbst das Pfund Schwarzbrot erreichte einen bis dahin unerhörten Preis.

Eines Morgen, als die lange, froststirrende Winternacht alle Fenster scheiben des ärmlichen Häuschens mit den weißen Blumen aus dem Nordpolenlande bemalt hatte, hinter denen jetzt der rote Feuerstein der aufgehenden Winter Sonne spielte, rief die Wittwe Groner ihre sechs Kinder in das Wohnstübchen und sagte: „Da steht euer Kaffee, wir müssen ihn von jetzt an schwarz trinken, weil die Milch zu teuer geworden ist. Auch Brot kann ich euch nicht mehr so viel geben, daß ihr satt davon werdet. Ihr wißt, wie sehr ich mich plage, aber mein Verdienst langt nicht mehr, und um alle zu sättigen, wie dürfen fortan nur mehr so viel essen, daß wir nicht verhungern. Aber wir wollen redlich miteinander teilen.“ Thürnen erklärten die Stimme der armen Frau. Als die Kinder die geliebte Mutter weinen sahen, gingen auch sie zu schluchzen an. Nun nahm die Frau den Rest des Schwarzbrotes und zerschchnitt ihn in sieben Teile; einen nahm sie für sich, die anderen legte sie neben den schwarzen Abendbrotstücken der Kinder. Das älteste Töchterlein, Annettschen, ein Kind von etwa zwölf Jahren, schob sein Stübchen Brot zurück. „Ich mag nicht, liebe Mutter“, sagte es; „ich habe gar keinen Hunger, ich glaube, ich werde krank. Ich bin von meinem Brot und das andre gib den Jungens.“ Ich fühle mich wirklich nicht gut und möchte mich wieder zu Bett legen.“

„Ach, auch das noch!“ seufzte die Mutter. „Wo fehlt es dir denn, Annettschen? Kopfweh, Ziehen in den Gliedern? Wenn das nur kein Fieber gibt! Nun ja, so leg dich zu Bett und dich dich gut zu! Du kannst Karls und Heinrichs Dede während des Tages zu deiner nehmen, dann liegt du wärmer. Ach, wie gerne bliebe ich bei dir, aber ich muß bei Richters die Defen puzen.“

Annettschen blieb den ganzen Tag im Bett. Als ihr am Mittag die auf ein Stübchen zurückgekehrte Mutter auf einem Himmelfahrer ein paar Salzartoffeln brachte, schüttelte sie wehmützig das braunlockige Köpfchen und sagte: „Ich mag noch immer nicht. Ach du die Kartoffeln, und die du überläßt, gib den Jungens! Die werden sie wol mögen.“ Nur etwas Wasser trank Annettschen.

Als am andern Morgen Annettschen noch immer im Bett blieb, ging die Mutter, ohne etwas zu sagen, zum Doktor Sternberg, von dem die ganze Stadt wußte, daß er ein Herz für arme Leute hatte und nie einen Cent von ihnen nahm.

Der alte freundliche Herr stand schon eine halbe Stunde später an dem ärmlichen Lager des Kindes. „Nun, mein Braunköpfchen, wo fehlt's?“ fragte er gütig, fühlte den Puls und ließ sich die Zunge zeigen. Er konnte jedoch keine Krankheit entdecken. Nur eine große Schwäche glaubte er an Annettschen zu bemerken, weshalb er sagte: „Ich werde dir etwas Stärkendes verschreiben, mein Schätzchen, davon nimmst du alle Stunde einen Schöffel voll. Bestanden?“

„Ach, Herr Doktor“, erwiderte Arm-Annettschen, „kann Sie es nicht verschreiben Sie mir nichts! Ich darf es doch nicht nehmen.“

„Wie? Du darfst nicht?“ wiederholte der Doktor und warf einen fragenden Blick hinter seiner großen, silberrandigen Brille hervor. „Du darfst nicht? Sag lieber: Ich will nicht.“

„O nein, Herr Doktor, ich wollte wol, aber ich darf wirklich nicht; es wäre Sünde, wenn ich die teure Arznei nähme.“

„Die teure Arznei!“ wiederholte der Doktor. „Sie soll dir keinen Pfennig kosten.“

„O, bitte, lieber Herr Doktor, verschreiben Sie mir keine Arznei!“ flüchte das Kind, sichtbar von innerer Unruhe gequält.

„Annettschen, daß du eigenfönnig sein könntest, hätte ich nicht gedacht“, bemerkte jetzt der Doktor ernst. „Pfui, schäme dich!“

Da drängten sich zwei dicke blanke Thränen in die braunen Augen Annettschens, und ganz gedrückt hauchte das arme Kind: „O nein, Herr Doktor, es ist kein Eigensinn!“

„Doch, doch, doch!“ polterte der alte Herr. „Wart, ich werd' es deiner Mutter saen!“

Da faltete das Kind seine maoeren Hände über der dürftigen Matratze und saate in beschwörendem Tone: „O lieber, bester Herr Doktor, ihun Sie das nicht! Dann will ich Ihnen lieber alles gesehen, wenn nur meine kleinen Brüder aus der Kammer gehen wollen.“

Von dem sonderbaren Benehmen des Kindes betroffen, tommandierte der Doktor: „Marsch, Jungens, hinaus auf die Straße! Vor der Thür ist eine schöne Schleißchen.“

Als sich Arm-Annettschen mit dem Doktor allein sah richtete sie sich auf ihrem Lecker auf und saate: „Ach, lieber Herr Doktor, meine Mutter arbeitet und plagt sich den ganzen Tag, und uns Essen zu verschaffen. Aber der Verdienst ist so gering, und die Lebensmittel sind diesen Winter so teuer. Da hat Mutter gestern Morgen das Brot in sieben gleiche Stücken geschnitten und jedem ein Stückchen gegeben. So will sie es jetzt immer machen. Aber Mutter kann nicht satt von ihrem Teile werden, und die Jungens auch nicht. Da hab' ich ihnen mein Stückchen zugesprochen und gesagt, ich wäre krank. Wenn der Herr Doktor nun Mutter etwas sagt, dann muß ich mein Brot essen, und die andern werden satt.“

„Aber, Kind, Kind“, sagte der Doktor getürrt, „verspißt du denn gar keinen Hunger?“

„O doch, Herr Doktor!“ lautete die traurige Antwort. „Ich habe schon an dem Stroh von meinem Bette getaut. Aber ich will alles gern ertragen, wenn nur die Mutter und die Jungens zu essen haben.“

„Lich Annettschen, das ist gewiß recht brav von dir gedacht“, entgegnete der Doktor. „Aber weicht du wol, daß, wenn du nicht essen willst, du immer schwächer und elender wirst und zuletzt sterben mußt?“

„Ja, das weiß ich wol, lieber Herr Doktor“, erwiderte das Kind erhaben. „Ich will aber nicht an mir sterben. Dann hat Mutter für ein Kind weniger zu saen.“

Nun klang hinter der großen silberrandigen Brille ein paar helle Tropfen wie Thänen — Thänen edelster Rührung und Bewunderung. Der gute, alte Herr legte seine Rechte um den knochigen Rücken des Kindes und saate: „Annettschen, du brauchst nicht zu sterben, auf daß deiner Mutter und deinen Brüdern geholfen werde! Hab nur noch ein Weilchen Geduld, dann bring' ich euch Hilfe!“

Damit entsetzte er sich. Aber schon nach einer kleinen halben Stunde kehrte er mit seiner alten Hausföhrerin zurück, welche am Arm einen mächtigen, braunen Marktfort trug. Der war bis oben mit Weichbrot, Butter, Wurst, mit Tüten voll Kaffeebohnen, Reis, Graupen, Erbsen und Salz gefüllt. Auch ein lüchiges Stück frisches Rindfleisch, sauber in weißes Papier gewickelt, und allerlei überwinterter Grünzeug ward da, um eine kräftige Fleischsuppe zu kochen. O, wie strahlten jetzt die Augen der halbhungrigen Kinder vor Freude! Die kleinen weißen Zähne knirschten vor Wonne, im Vorwärtsschritt der lauanten bebrühten Genußes folcher Lederbüßen. Die alte, gute Hausföhrerin bereitete Butterbrote und gab jedem der Kinder eines in die beaterig ausgeföhrten Hände. Das erste sollte Annettschen haben, aber ihrem Edelssinne getreu

hat sie: „Erst die Jungens!“ Dann machte die Hausföhrerin Feuer im Ofen an und setzte die Rindfleischsuppe auf, wobei sie Annettschen Anweisung gab, wie sie dieselbe schäumen müsse, denn sie selbst mußte nachhause und für ihren Herrn, den Doktor, kochen. Als die Wittwe Groner am Mittag ahnungslos nach Hause zurückkehrte, da sprangen ihr sechs jubelnde Kinder entgegen, welche des Erzählens kein Ende finden konnten.

Von jetzt an schickte der mildherzige Doktor täglich Nahrungsmittel, und viele seiner Bekannten, denen er die Geschichte von Arm-Annettschen erzählt hatte, brachten Bettzeug, Kleidungsstücke, Kohlen und Geld. Auch lobende Arbeit gab man der Mutter. Nun herrschte Tag für Tag Freude in dem ärmlichen Häuschen der Dorf-gasse.

So wurde die edle That Annettschens die Rettung der bedrängten Familie.

Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?“ fragte eine junge Schwalbe die emsigen Ameisen. „Wir sammeln Vorrat für den Winter!“ war die geschwinde Antwort. „Das ist klug“, sagte die Schwalbe, „das will ich auch ihun.“ Und jagelte fing sie an, eine Menge toter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

„Aber wozu das?“ fragte endlich die Mutter. „Das ist Vorrat für den bösen Winter, liebe Mutter. Sammle doch auch, die Ameisen haben mich gelehrt, vorsichtig zu sein.“

„Ach, nur die Ameisen!“ versetzte die Alte. „Ans Schwalbe hat die Natur ein holderes Ros gegeben. Wenn der schöne Sommer sich endet, so ziehen wir fort in wärmere Länder und finden auch dort wieder unsere reichliche Nahrung.“

Kriegsschätze der Nationen.

„Wer Krieg führen will, darf die Kosten nicht scheuen“, ist ein „geflügeltes Wort“ und „zum Kriegsführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld!“ ist ein anderes.

Die Wahrheit des Sprichwortes beunruhigt die breiten Massen des britischen Volkes schon heute, nachdem der Krieg gegen die beiden Buren-Republiken noch keine drei Monate lang vom Zaun gebrochen und Tommy Atkins auf seinem Spaziergang nach Pretoria über britisches Gebiet noch nicht hinausgekommen ist. Einstweilen tröstet das kritische Volk sich zwar noch mit dem Gedanken, daß die Regierung einen riesigen Kriegsschatz in den Gewölben der Bank von England ruhen hat, der groß genug ist, um die meisten Kosten der bisherigen Kriegsföhrung zu decken und daß schließlich für den Steuerzahler die Rechnung nicht besonders hoch ausfallen dürfte. Diese Hoffnungen aber ist eine trügerische, wie der britische Steuerzahler mit der Zeit zu seinem Leidwesen erfahren wird, wenn John Bull ist für den Krieg finanziell weniger gut gerüstet, wie beispielsweise der deutsche Reich und hat nicht, wie dieser, einen sogenannten Kriegsschatz in Baargeld, der jeden Augenblick angebrochen werden kann. Die Bank von England führt natürlich eine riesige Goldreserve, die in der Notfälle von der Regierung beschlagnahmt werden könnte, doch würde eine solche Beschlagnahme die Regierung verpflichten, Einlösung aller ausstehenden Noten der Bank zu garantiren. Auch verfügt die Bank von England über bedeutend mehr Baargeld als diese Goldreserve in der Höhe von 165,000,000, doch dieses anzutasten, wird die Regierung selbst im äußersten Falle sich wohl scheuen, weil dadurch der geschäftliche Verkehr der Bank herbeiföhrte werden würde. Für die Kriegskosten verläßt die Regierung in London sich aber hauptsächlich auf ihren Credit und der ist ein so guter, daß ganz gleich gegen welche Nationen Krieg geführt werden soll. Großbritannien in anderen Ländern der Welt ohne Schwierigkeiten genügend Geld zum Kriegsföhren borgen kann.

Der größte Kriegsschatz in der Welt ist der deutsche und kein anderes Land der Welt ist für einen Krieg finanziell so gut gerüstet, als das deutsche Reich. Von den fünf Milliarden, die Deutschland nach dem Kriege von 1870-71 von Frankreich herauszuschlag, wurden zunächst rund 30,000,000 in die harten Gewölbe des Juliusthurmes in Spandau niedergelegt, und in diesen Gewölben hat das Geld seither des Augenblickes geharrt, wo es, seiner Bestimmung gemäß, zum Kriegsföhren gebraucht werden mag. 30 Millionen Dollars sind bald aufgezehrt, wenn es zum Kriege kommt, doch würden dieselben immerhin genügen, die Kosten der ersten Wochen zu decken, während welchen weiteres Geld aborot werden kann. Hätte das Deutsche Reich diese 30,000,000 im Jahre 1870 aber zinsbringend angelegt, dann würde die Summe sich heute ungeföhr verdreifacht haben. Uebrigens machen diese 30,000,000 nicht die ganze Summe aus, die das deutsche Reich im Notfälle für Kriegszwecke ohne Schwierigkeiten strotzen machen können. Von den französischen Milliarden wurden weitere 100,000,000 in Eisenbahnen und in guten ausländischen Securitäten angelegt und diese Anlage bildet den „Anwaldisfond“, der seither auf 110,000,000 angewachsen und für Kriegszwecke disponibel ist. Die deutsche Reichsbank und andere große Finanzinstitute haben natürlich Goldreserven so aut wie die Bank von England und diese beziffern sich zusammen

auf weitere 165,000,000, die im Notfälle für Kriegszwecke strotzen gemacht werden können. Für Kriegszwecke stehen dem deutschen Reich demnach 300,000,000 zur Verfügung, ohne borgen zu müssen. Fürwahr, in der ganzen Welt giebt es kein anderes Land, das für den Kriegszwecke finanziell so gut gerüstet ist, wie Deutschland, denn obwohl das Reich seine Nationalbank hat, gerade so gut wie die Ver. Staaten, Großbritannien oder irgend ein anderes Land, sind seine Eisenbahnen, Kanäle, Minen und Forts im Werte von mehreren hundert Millionen Staatseigentum, und würden, als Securität, die Regierung befähigen, Geld, so viel sie nur wünschen mag, auf leichte Bedingungen hin zu borgen.

Dänemark ist das einzige andere Land in Europa, welches einen Kriegsschatz von Baargeld führt, doch ist der dänische Kriegsschatz seit Jahren schon fast in der Abnahme begriffen. Vor dreißig Jahren bezifferte derselbe sich auf noch 33,000,000; heute zählt derselbe kaum noch 5,000,000. In Dänemark aber, wie im deutschen Reich, sind Eisenbahnen, Kanäle etc. Staatseigentum, welches im Notfälle leicht verkauft oder verpfändet werden könnte.

Rußland hat einen schönen Kriegsschatz in Form von immensen Vorräthen von Verpflegungsmitteln für Mensch und Thier, genügend für den Bedarf eines langen Feldzuges. Diese Vorräthe sind viele Millionen Dollars werth. Außerdem ist das russische Schatzamt gewöhnlich mit 110,000,000 Baargeld zur Dedung der laufenden Staatskosten versehen und arm, wie Rußland gewöhnlich betrachtet wird, hat es in den Gewölben seiner Nationalbank mehr Gold und Silber, als irgend eine andere Bank in der Welt. Die Gold- und Silberbarren in den Gewölben der Bank von Rußland haben einen Werth von 363,000,000, bezw. viermal so viel, als der Werth der Goldreserve der Bank von England.

Die Bank von Frankreich verfügt über Gold und Silber im Werte von 315,000,000. Streng genommen ist dies kein „Kriegsschatz“, denn in Wirklichkeit bildet die Summe einen Teil des Reichthums des französischen Volkes, welches die Noten der Bank hält. Immerhin aber ist das Gold da und unzweifelhaft wird die französische Regierung im Notfälle über dieselbe verfügen können.

Alle anderen europäischen Länder haben Schätze derselben Art. In der Bank von Oesterreich liegt Gold und Silber im Werte von 205,000,000; in derjenigen von Italien 100,000,000; in der Bank von Spanien 102,000,000; in der Bank von Holland 49,000,000 u. s. f. Washington einen riesigen Vorrath von Gold und Silber, der im Notfälle für Kriegszwecke verwendet werden kann. Streng genommen ist auch dieser kein „Kriegsschatz“, doch wird er, wie gesagt, als solcher verwendet werden können und dann gar nicht zu beröchten sein, denn sein Werth beziffert sich auf rund 770,000,000 — eine Folge der eigenthümlichen Art und Weise, nach welcher hierzulande das Bankgeschäft geföhr wird. Jede Bank in den Ver. Staaten ist nämlich gehalten, einen bestimmten Betrag in Gold oder Silber als Sicherheit ihren Kunden gegenüber im Bundes-Schatzamt zu deponiren. Außerdem legt die Regierung für jeden „Greenback“ in Circulation dessen Nennwerth in Bullion bei Seite. Natürlich würde dieses Gold und Silber des Bundes-Schatzamt nur im äußersten Notfälle für Kriegszwecke angegriffen werden, doch ist es immerhin eine Genugthuung, zu wissen, daß das „hard cash“ da ist, falls man seiner bedürfen sollte.

Der kaiserliche Geburtstag war in Sicht, und überall im deutschen Reich rüstete man zu patriotischem Gedenken. Auch in der Schule zu Mühlhausen i. Elsaß war freudige Bewegung und das Angenehme mit dem Nützlichen einend, gab die Lehrerin das kaiserliche Geburtstagkind als Parade aus für den nächsten Aufzug. Darauf hat das Bärbele, nach der „Oesterreich. Landeszeitung“, folgendes eigenartige Schriftstück fertiggestellt: Am 27. Januar war unser Kaiser das Licht der Welt. Seine schönste Jugend brachte er auf Friedrichsötron. Hier verfertigte er Klassenarbeiten und wusch den Schwamm spitzte die Kreide und putzte auch wohl die Tafel. Fleiß und Pünktlichkeit bringen den fleißigen eine Denkmünze. Da wurde er Offizier. Das Regiment schickte unser Kaiser in die unbesiegbare nach Bonn. Sie traten zum zweitemal in das Regiment ein. Im Jahr 1888 wurde er nach. Seither wurde er ein gerechter Fürst. Bärbele hatte ihre Reinschrift mit freudigem Stolz der Lehrerin eingehändigt. Und nun ist sie sehr traurig; denn unter ihrem Aufzug steht die Censur: „Schlecht.“ Ist die Lehrerin vielleicht reichsfeindlich gefinnt? —

Die Chicooer Grabsteinhändler betreiben das Erlassen eines Gesetzes vor der Legislatur von Illinois, das ihnen gestattet soll Grabsteine wieder von Gräbern zu entfernen, wenn keine Zahlung dafür geleistet wird. Da werden wohl nächstens die Zahnärzte ein ähnliches Gesetz beantragen. Das ihnen das Recht verleiht nicht bezahlte Zähne wieder aus dem Munde ihrer Kunden zu entfernen.

Polen schickt Geld nach England und den Buren-Rekruten. Umgekehrt wäre praktisch.